

Lehrplan für die Berufsschulstufe Förderschwerpunkt geistige Entwicklung. München 2007

BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.): Entwicklung der Zugangszahlen zu Werkstätten für behinderte Menschen. Forschungsbericht Sozialforschung 383. Bonn 2008

Diakonisches Werk: Verbesserung der Teilhabe am Arbeitsleben von Menschen mit Behinderung außerhalb der WfbM. Stuttgart 2009, S. 5

Hardt, K.; Rummel, M.-K.; Lelgemann, R.: Die Schule für Körperbehinderte – Geschichte und Gegenwart aus der Perspektive ehemaliger Schulleiter. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 7/2008, S. 268-277

Hentig, H. von: Systemzwang und Selbstbestimmung. Stuttgart 1969

Hohn, K.: Der Weg in den Beruf. impulse – Fachzeitschrift der BAG für Unterstützte Beschäftigung 1/2009, S. 10-19

Jeltsch-Schudel, B.: Identität und Behinderung. Oberhausen 2008

Lebenshilfe-Zeitung Nr. 1, März 1994. Magazin S. 12

Lelgemann, R.: Leben ohne Erwerbsarbeit – zur Situation von Menschen mit Beeinträchtigungen in einer Arbeitsgesellschaft. In: Stein, R.; Orthmann Bless, D. (Hrsg.): Integration in Arbeit und Beruf bei Behinderungen und Benachteiligung. Baltmannsweiler 2009, S. 214-236

Scholdei-Klie, M.: Die konsequente Umsetzung des Persönlichen Budgets ... scheitert an zwei heiligen Kühen. In: impulse – Fachzeitschrift der BAG für Unterstützte Beschäftigung 4/2008, S. 44-45

Seeger, A.; Bauer, S.: Beispiele der beruflichen Integration von Menschen mit Down-Syndrom. In: impulse – Fachzeitschrift der BAG für Unterstützte Beschäftigung 3/2007, S. 24-25

Storm, W.: Down-Syndrom-Leitlinien. In: Leben mit Down-Syndrom 1/2010, S. 18-21

Thielicke, A.: Welche Unterstützung brauche ich bei meiner Arbeit? Workshop von Unterstützten Arbeitnehmern. In: impulse – Fachzeitschrift der BAG für Unterstützte Beschäftigung 5/2004, S. 32-33

Werkstatt: Dialog – Nachrichten der BAG: WfbM: Politische Posse 5/2009, S. 12-13

Wilken, E.: Menschen mit Down-Syndrom in Familie, Schule und Gesellschaft. Marburg 2009

Wilken, U.: Beruf – Freizeit und Behinderung. Der Stellenwert beruflich-sozialer Eingliederung im Rehabilitationsprozess. Bonn 1980

Wilken, U.: Selbstbestimmt leben II. Handlungsfelder und Chancen einer offensiven Behindertenpädagogik. Olms-Verlag Hildesheim 1999

Wilken, U.: Mit behinderten Menschen wirtschaften? Teil II. In: Werkstatt: Dialog. Das Werkstatt Magazin 6/2002, S. 20-22

Wilken, U.: Freizeit – Ethik und Behinderung. Bedingungen und Möglichkeiten freizeitskultureller Teilhabe für Alle. Spektrum Freizeit, Forum für Wissenschaft, Politik und Praxis, Halbjahresschrift II/2006, S. 7-28

Wilken, U.: Perspektiven einer zukunftsorientierten Erziehung und Bildung bei Menschen mit geistiger Behinderung – dargestellt an den Herausforderungen von Arbeit und Freizeit, Wohnen und Partnerschaft. In: Heilpädagogik online 3/2009, S. 27-58

Über Mythen, Kompetenz und die Schwierigkeit, das „Richtige“ gewollt zu haben

Ein interdisziplinärer Blick auf sozialpädagogische Aspekte von Biographizität

Dirk Koob

Zusammenfassung

Im vorliegenden Essay wird ein interdisziplinärer Zugriff auf sozialpädagogische Aspekte von Biographizität gewählt. Der Autor zeigt, inwiefern in einer religionssoziologischen, einer erwachsenenpädagogisch-kompetenzorientierten und einer willensphilosophischen Perspektive bislang wenig beachtete Potenziale verborgen liegen, um die eigene Biographie zu bejahen. Der Beitrag schließt mit der These, dass Erwerbsarbeit in ihrer dominierenden Rolle für die individuelle Sinnstiftung relativiert werden sollte. Alternative Formen individueller Bewährung in der Moderne hätten freilich nur dann eine Chance, wenn hierfür gesellschaftliche Anerkennungsmuster bereitgestellt würden.

Abstract

In this essay an interdisciplinary approach to biographicity is taken. The author shows in what way the sociology of religion, adult education and the philosophy of will provide some unusual insights on how to say "yes" to one's own biography. The article finishes by stating that gainful employment should no longer dominate what it is about when we say that individuals "make sense of their life". But alternative forms of facing the challenges that modernity holds do only get a chance if they meet with societal approval.

Schlüsselwörter

Biographie – Biographiearbeit – Sozialpädagogik – Methode – Soziologie – Philosophie – Religion

Einführung

„Wo liegt denn deine Feldkompetenz?“ Ziemlich unvermittelt sah sich meine Bekannte *Anja* in der ersten Pause eines Konfliktmanagementkurses an der Volkshochschule Berlin-Tempelhof mit dieser Frage einer anderen Teilnehmerin konfrontiert. Bis dahin dachte *Anja*, Pausen dienten in Veranstaltungen der Erwachsenenbildung vor allem dazu, sich etwas näher kennenzulernen. *Anja* war reichlich verstimmt, ob des – wie sie fand – kruden Ansinnens, sie nicht als „sie selbst“, sondern als Trägerin irgendeiner Feldkompetenz betrachten zu wollen. Zugegeben: Die Frage traf sie an einer besonders empfind-

lichen Stelle: „Ich bin promovierte Politologin“, dachte sie, „aber ich bin arbeitslos. Augenscheinlich kann ich nichts richtig. Wäre es anders, hätte ich ja einen Job.“ Die geschilderte Begegnung ließ *Anja* tagelang nicht mehr los: „Wie kann es sein, dass irgendeine Feldkompetenz das sein soll, was mich als Mensch auszeichnet? Und wenn das doch so ist: Bin ich dann das, was ich kann? Und wenn ich nichts kann, bin ich dann nicht(s)?“

„Biographizität“¹ nennt der Göttinger Pädagoge *Peter Alheit* (2006) die individuelle Fähigkeit, den persönlichen, narrativ strukturierten Erfahrungscodex zu entdecken, bei Bedarf funktional zu reorganisieren und schließlich für Lernprozesse zu nutzen. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Frage, inwiefern eine interdisziplinäre Perspektive im Rahmen der Sozialen Arbeit mit erwerbslosen Erwachsenen dazu beitragen kann, Biographizität analytisch in den Blick zu nehmen, um so Sinnpotenziale durch biographische Arbeit freizulegen.

Konkret möchte ich im Folgenden eine religionssoziologische, eine erwachsenenpädagogisch-kompetenzorientierte und eine analytisch-philosophische, die menschliche Willensfreiheit betreffende Perspektive einnehmen. Die ausgewählten Perspektiven sind mit Bezug auf das Erwerbsleben im Erwachsenenalter relativ heterogen und eröffnen so einen breiten und, wie ich glaube, in Teilen bislang noch nicht allzu stark beachteten praxisrelevanten Zugang zur Thematik. Zwei von ihnen sind durchaus sozialpädagogisch affin. Die Dritte darf hingegen als eher ungewöhnlich innerhalb eines Argumentationsrahmens der Sozialen Arbeit gelten. Damit ist auch ein weiteres Auswahlkriterium benannt: Die Soziale Arbeit dient als Fluchtpunkt, das heißt die Perspektiven lassen sich mit Blick auf die Soziale Arbeit in spezifischer Weise deuten. Insbesondere sind sie – obgleich an doch recht unterschiedlichen Orten lokalisiert – grundsätzlich mit einem zentralen Gegenstand Sozialer Arbeit, der menschlichen Sinnfrage, befasst.

Die religionssoziologische Perspektive

Folgen wir der Religionssoziologie von *Ulrich Oevermann* (1999), so muss jedes Individuum zur sinnerfüllten Lebensführung drei zentrale Fragen beantworten: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Wer bin ich? „Die in die Vergangenheit gerichtete Frage nach dem Woher erzwingt einen Herkunftsmythos, in religiöser Ausformung einen Schöpfungsmythos, die in die Zukunft gerichtete Frage einen Bewährungsmythos, oder in religiöser Ausformung einen Erlösungsmythos“ (*ebd.*, S. 12). Die Antwort auf die

„Wer-bin-ich-Frage“ errechnet sich dann gleichsam hieraus – denn wer weiß, woher er kommt und wohin er geht, weiß auch (in aller Regel jedenfalls), wer er ist.

Blicken wir nun auf die eingangs geschilderte Begegnung im Rahmen eines Volkshochschulkurses zurück. Hier wird die Frage nach dem „Wer-bin-ich“ thematisiert. Offenbar ist meine Bekannte *Anja* in den Augen der anderen Teilnehmerin zu einem nicht unerheblichen Teil das, was sie auf dem Arbeitsmarkt an verwertbaren und spezifischen Kompetenzen anzubieten hat. Wenn sich nun die Antwort auf die „Wer-bin-ich-Frage“ formal betrachtet gleichsam aus den Antworten nach dem Woher und Wohin ergibt, wie muss dann das Woher und das Wohin inhaltlich bestimmt werden, um im Ergebnis die „Wer-bin-ich-Frage“ so zu beantworten, wie ich es gerade dargelegt habe?

Die christlich-abendländischen Schöpfungs- und Erlösungsmythen dürfen hier als Option weitgehend ausgeschlossen bleiben. Diese haben in der Moderne erheblich an Überzeugungskraft eingebüßt. Im Zuge der Krise der Arbeitsgesellschaft ist im Übrigen weniger der Ursprungs- als vielmehr der Bewährungsmythos von Interesse, denn Krisen sind mit einer hohen Verunsicherung bezüglich der Zukunft verbunden. Welcher Bewährungsmythos lässt es nun zu, einen Menschen vorrangig als Träger marktrelevanter Kompetenzen zu betrachten? Was steht dem modernen Subjekt als strukturelles Äquivalent für religiöse Erlösungsvorstellungen zur Verfügung?

Oevermann führt hier das rationalistische Leistungsprinzip an. Dieses gründet kulturhistorisch – so *Oevermann* (1999) – in der universalistischen Berufsethik *Martin Luthers*, in der die Arbeit zur göttlichen Berufung wurde. Arbeit war nun nicht mehr „Bewältigung von Lebensnot“, sondern sie wurde zur „Quelle von Wert, von Fortschritt und von Glück“ (*ebd.*, S. 15). Sie war damit plötzlich zum zentralen Element der menschlichen Selbstverwirklichung geworden. „Wohin auch immer er (Gott, Anmerkung des Autors) uns berufen und bestellt hat, wir haben alle dieselbe Möglichkeit, durch Anstrengung und ethische Bereitschaft zur Widerstandsüberwindung diese Berufung möglichst gut zu erfüllen“ (*ebd.*, S. 16 f.). Dies impliziert, dass man die Berufung eben besser oder schlechter erfüllen und insofern Gott besonders gefällig oder weniger gefällig sein kann. *Luthers* Berufsethik mündet so stringent in ein rationalistisches Leistungsprinzip. Wenngleich diese Entwicklung im Protestantismus wurzelt, so wird sie doch verdiesseitlicht und zu einem säkularisierten Be-

währungsmythos, das heißt, dass in der gelingen- den Selbstverwirklichung über die anerkannte Leistung im Beruf die Bewährung liegt.

Die Krise der Arbeitsgesellschaft ist vor diesem Hintergrund dann eine Krise, in der infolge des sinkenden Volumens an Erwerbsarbeit und (von Phasen der Hochkonjunktur einmal abgesehen) zunehmen- der Sockelarbeitslosigkeit nicht mehr jeder diesem Leistungsprinzip über seine Berufs- beziehungsweise Erwerbsarbeit folgen kann. Ein immer größer wer- dender Teil der Bevölkerung ist nicht mehr in der Lage, sich innerhalb der oder durch Erwerbsarbeit zu bewähren. Warum ist es aber so schwer, einen alternativen Bewährungsmythos einzuführen?

Nun, weil eine das Einkommen sichernde Erwerbs- arbeit normativ unverändert als zentrales Kriterium für ein gelingendes und anerkanntes Erwachsenenleben betrachtet wird. Auf diesem Normalitäts- muster fußt unser ganzes Gebäude an sozialen und biographischen Sicherheiten. Implizit unterstellt die Erwerbsarbeitsgesellschaft unverändert, dass jeder, der arbeiten kann und arbeiten will, auch Arbeit fin- det. Wer kompensatorische Transferleistungen im Falle von Arbeitslosigkeit in Anspruch nehmen möch- te beziehungsweise muss, der hat die Berechtigung anhand unterschiedlicher Kriterien zu legitimieren. „Die Beweislast liegt also bei demjenigen, der als Individuum von dem Normalfall der Erwerbsarbeit abweicht und genau daraus folgt die zentrale ge- sellschaftliche Stigmatisierung dieser Nicht-Arbeit beziehungsweise Arbeitslosigkeit“ (*Oevermann* 1999, S. 10 f.).

Erwerbslos zu sein, heißt zur Individualisierung nur unzureichend befähigt zu sein (*Neckel* 2000, S. 109). Dass die als „gelungen“ geltende Individualisierung eine standardisierte ist, weil sie letztlich als gelin- gende Integration in die normativen Strukturen einer pluralisierten Gesellschaft anzusehen ist, soll hier zumindest erwähnt werden.²

Entscheidend ist, dass die Pluralisierung der Gesell- schaft spätestens in der Abweichung vom Erwerbs- modell seine Grenzen findet. Hier wird persönliches Scheitern attestiert, das der Einzelne beziehungs- weise die Einzelne vor der Gesellschaft und vor sich selbst zu begründen hat, für das er oder sie selbst die Verantwortung trägt. Nichts anderes impliziert eine Bedürftigkeitsprüfung, die durch die Hartz-Ge- setze noch verschärft wurde: Antragstellende müs- sen erstens darlegen, dass sie aus eigener Kraft nicht überlebensfähig sind, und, zweitens, nur wenn sie ihre eigene „Unzulänglichkeit“ glaubhaft vermit-

teln, erhalten sie die zum Leben notwendigen Zu- wendungen. Durch dieses „entehrende Gefühl der Überflüssigkeit“ (*Kluge* 2008, S. 187), diesen „indi- viduellen Makel“ (*Honneth* 2009, S. 214) wird es schwierig, ein sinnerfülltes Leben jenseits der Erwerbsarbeit zu führen.

Daher sieht *Oevermann* nun die gesellschaftliche und auch sozialwissenschaftliche Aufgabe darin, eine Möglichkeit zu formulieren, „in der die Frage nach dem Lebenssinn so gestellt wird, dass auch eine Abkoppelung von dessen Erfüllung von der Arbeit grundsätzlich denkbar wird“ (*Oevermann* 1999, S. 11). Als eine solche Möglichkeit begreift er nun eine Orientierung am ästhetischen Gelingen, das heißt der neue – und zeitgemäße – Bewährungs- mythos liegt „in Maßstäben der Klarheit, Detailliert- heit und Genauigkeit [...], mit denen das Subjekt sein konkretes Leben [...] in seiner konkreten Bildungs- gesetzlichkeit rekonstruiert“ (*ebd.*, S. 18 f.). Auf dieser Basis soll es dem modernen Subjekt möglich werden, sich auch im berufsfernen Alltag auf ein authentisches, subjektiv einzigartiges Sein hin zu entwerfen. Es geht insofern für *Oevermann* nicht mehr um die konkreten Inhalte der Lebensgestal- tung, sondern strukturell um ästhetische Wertungen.

Im Anschluss daran ließe sich nun formulieren, dass etwa Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter gefor- dert sind, über den ethnographischen Blick auf den Alltag ihrer – in dem Fall erwerbslosen – Klienten und Klientinnen dieses ästhetische Gelingen wieder in Reichweite zu rücken. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind dann, wenn man so will, „Sinn- helfer“. Für die Klienten und Klientinnen geht es da- rum, zu lernen, dass Sinnpotenziale jenseits von ein- kommenssichernder Arbeit in der eigenen Biogra- phie liegen. Diese können dann diskursiv oder auch über künstlerische Betätigungen freigelegt werden, um das Bewusstsein vom ästhetischen Gelingen zu schärfen. Oder mit den Worten *Peter Alheits* (2006, S. 8): „Die ästhetische Dimension ist eine verläss- liche und zugleich überraschende Brücke zu dem, was wir gesellschaftlich normalerweise als ‚Arbeit‘ bezeichnen.“ Sie ist vielleicht nicht nur eine Brücke, sondern sogar eine Alternative.

Die kompetenzorientierte Perspektive

Wenn man sich unter erwachsenenpädagogischen Aspekten mit dem Erwerbsleben im Erwachsenen- alter auseinandersetzt, dann fällt aktuell nahezu un- weigerlich das Stichwort vom „lebenslangen Ler- nen“. Immer stärker rückt dabei eine im angelsäch- sischen Erwerbsmodell wurzelnde Orientierung in den Mittelpunkt, die sich von einer Betonung for-

maler Qualifikationen entfernt und vor allem den tatsächlich vorhandenen Kompetenzen von Menschen zuwendet; Kompetenzen, die es über Lernprozesse kontinuierlich zu bilden, zu erweitern und zu optimieren gilt.

Im Unterschied zur gesellschaftskritisch eingefärbten Religionssoziologie *Oevermanns* akzeptiert diese kompetenzorientierte Richtung der Erwachsenenpädagogik den gesellschaftlichen und ökonomischen Status quo. Kompetenzerwerb wird als sine qua non eines gelingenden Erwachsenenlebens erachtet. Es gilt, das Individuum marktfähig zu machen, es auf die sich permanent wandelnden Anforderungen der Arbeitswelt einzustellen. Alternative Formen der Lebensverwirklichung bleiben weitgehend außen vor. Das mag vor dem Hintergrund bildungs- oder subjekttheoretischer Traditionen zwar etwas erstaunen, darf aber aktuell dennoch als eine dominante Richtung innerhalb der Erwachsenenpädagogik gelten (*Bolder; Dobischat* 2009 oder *Wolters* 2008).

Insbesondere die Einführung eines European Qualifications Framework for Lifelong Learning (EQF), bei dem es darum geht, die unterschiedlichen nationalen Qualifikationssysteme in Europa zu verbinden, indem eine transnationale, kompetenzorientierte Einheitssprache etabliert wird, kann politisch als Meilenstein in diese Richtung betrachtet werden. Der Qualifikationsrahmen ist Bestandteil der sogenannten Lissabon-Strategie der EU. Im Jahr 2000 verkündete der Europäische Rat in Portugal, die EU nicht zuletzt durch die Förderung des lebenslangen Lernens zum wettbewerbsstärksten Wirtschaftsraum der Welt machen zu wollen. Damit gehört der EQF zu einem kaum mehr hinterfragten politischen Diskurs, in dem der Mensch vorrangig das ist, was er auf dem Arbeitsmarkt an verwertbarem Wissen und Können im Vergleich zu anderen anzubieten hat (und als eine Illustration der gesellschaftlichen Wirkmächtigkeit dieses Diskurses mag etwa die einleitend geschilderte Begebenheit im Rahmen eines Volkshochschulkurses dienen).

Selbst die hintersten Winkel des Lebens der Menschen werden nun auf verwertbare Kompetenzen hin ausgeleuchtet. Immerhin könnten sich dort arbeitsmarktrelevante informelle – oder en passant erworbene – Lernprozesse ereignet haben. Ich polemisiere einmal: „Dir geht es gut, obwohl du doch schon dreimal von Lebenspartnern verlassen worden bist, die du sehr geliebt hast? Augenscheinlich kannst du hervorragend mit Krisen umgehen. Wie wäre es mit einem Job an der Börse?“ Unter Rekurs auf einen Ausdruck von *Jürgen Habermas* ließe sich

diesbezüglich durchaus von einer Kolonisation der Lebenswelt sprechen, das heißt „daß die Subsysteme Wirtschaft und Staat infolge des kapitalistischen Wachstums immer komplexer werden und tiefer in die symbolische Reproduktion der Lebenswelt eindringen“ (*Habermas* 1981, S. 539).

Durch die Konzentrierung von Bildung und Lernen auf die Ausbildung von arbeitsmarktrelevanten Fertigkeiten oder – wie man auch sagen könnte – auf die Förderung des Produktionsfaktors Humankapital läuft die Erwachsenenpädagogik Gefahr, zu einer Hilfswissenschaft der Ökonomie zu degenerieren. In der Sozialen Arbeit spielen kompetenzorientierte Überlegungen eine wichtige Rolle, geht es doch vielfach um eine sozioökonomische Integration der Klienten und Klientinnen; eine Integration, die vor dem Hintergrund des doppelten Mandats der Sozialen Arbeit nahezu immer eine Integration in bestehende gesellschaftliche Strukturen ist.

Interessanterweise lässt sich die kompetenzorientierte Debatte in der Erwachsenenpädagogik aber auch im Sinne der religionssoziologischen Bewährungsmetaphorik nutzbar machen. Schaut man sich einige der Instrumente an, mit denen versucht wird, ein Kompetenzportfolio für Jugendliche und Erwachsene zu erstellen (etwa den Profilpass: <http://www.profilpass-online.de>), so sind solche Instrumente nicht nur dazu geeignet, gemeinsam mit den Klienten und Klientinnen Kompetenzen sichtbar zu machen, sondern auch dazu, Biographizität zu fördern. Über die angeleitete Reflexion wird es nämlich möglich, narrativ an schwierigen biographischen Statuspassagen zu arbeiten, gleichsam selbst im Nachhinein noch ästhetisierendes Übergangsmanagement zu betreiben. „Re-Imprinting“ würde man das wohl im NLP-orientierten Coaching nennen (vergleiche etwa *Iserl; Rentel* 2000, S. 167). Dabei – und dieser Bias bleibt freilich erhalten – werden im Hintergrund immer gesellschaftlich etablierte Normen und Anerkennungsmuster wirksam sein, ist doch das primäre Ziel solchen Kompetenzdenkens die Arbeitsmarktrelevanz. Aber der aufgezeigte sekundäre Nutzen dürfte gerade die berufliche Tätigkeit für jene Erwachsenenbildner und Erwachsenenbildnerinnen oder Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen, die sich immer noch zumindest auch an neuhumanistisch geprägtem, bildungstheoretischem Gedankengut orientieren, erleichtern.

Die Perspektive der Willensfreiheit

Ich komme nun zur letzten der von mir ausgewählten Sichtweisen, der Sichtweise der Handlungs- und Willensfreiheit. „Welcome to wherever you are. This

is your life. You made it this far“, singt *Jon Bon Jovi*. Kitschig? Peinlich? Vielleicht. Und doch für viele eine irgendwie wohltuende Aufmunterung für den akzeptierenden Umgang mit dem eigenen Selbst. Gerade weil Musik in uns Emotionen hervorruft, die unerlässlich für solch einen akzeptierenden Umgang sind. Ähnliches lässt sich auch von der Literatur sagen. Dinge werden zugänglich, die in der schönen Prosa der wissenschaftlichen Abhandlung gleichsam verdampfen, allenfalls zur akademischen Nabelschau reichen. Exemplarisch für die Kraft der Literatur sei im Folgenden ein Auszug aus *Pascal Merciers* Roman „Nachtzug nach Lissabon“ angeführt (Mercier 2004).

Mercier ist auch bekannt unter dem Namen *Peter Bieri* und lehrte bis 2007 an der Freien Universität in Berlin Philosophie des Geistes, der Erkenntnis und der Sprache. In „Nachtzug nach Lissabon“ lässt *Mercier* (2004) seinen Protagonisten *Prado* – einen unzufriedenen Arzt – wehmütig an jenen 30 Jahre zurückliegenden Moment denken, an dem er sich nach der letzten Unterrichtsstunde seiner Schulzeit auf dem Schulhof wiederfand. Er – also *Prado* – denkt daran, „wie die Vergangenheit von uns (Schülern, Anmerkung des Autors) abgefallen war, ohne daß die Zukunft schon begonnen hätte. Die Zeit stockte und hielt den Atem an“. *Prado* wünscht sich nun, „noch einmal an jenem Punkt meines Lebens zu stehen und eine ganz andere Richtung einschlagen zu können als diejenige, die aus mir den gemacht hat, der ich nun bin“ (ebd., S. 73).

Doch rasch wird *Prado* die Paradoxie dieser Gedanken und Gefühle bewusst: „Es ist etwas sonderbares um diesen Wunsch, er schmeckt nach Paradoxie und logischer Absonderlichkeit. Denn derjenige, der sich das wünscht – er ist ja nicht etwa jener, der, von der Zukunft noch unberührt, an der Weggabelung steht. Vielmehr ist es der von der durchschrittenen, zur Vergangenheit gewordenen Zukunft Gezeichnete, der sich zurückwünscht, um das Unwidererrufliche zu widerrufen. [...] Es ist der widersinnige Wunsch, in der Zeit hinter mich zurückzureisen [...]. Es gab in mir damals keinen Standpunkt der erlittenen Erfahrung, von dem aus ich mir wünschen konnte, an der Weggabelung eine andere Abzweigung zu nehmen. [...] Der Junge mit der Mütze (der er damals war, Anmerkung des Autors) – er hätte sich schon sehr von mir unterscheiden müssen, um in der Weise eine andere Richtung einzuschlagen, wie ich mir das heute wünsche. Dann aber, als ein anderer, wäre er auch nicht zu einem geworden, der sich später eine Rückkehr zu der früheren Weggabelung wünscht“ (Mercier 2003, S. 73 f.).

Ein Erwachsener, der weder mit seinem Leben noch mit seinem Beruf im Reinen ist, erinnert sich zurück an einen Moment, in dem noch nahezu alles möglich schien, in dem, wie er als Ich-Erzähler poetisch formuliert, „die Zeit stockte und den Atem anhielt“. Doch der nachträgliche Wunsch, eine andere Richtung eingeschlagen, etwas anderes gewollt zu haben, verliert plötzlich an Bitterkeit. Sehnsucht und Wehmut bleiben. Aber sie dürfen sein. Zumal sie letztlich in Zufriedenheit aufgehen, denn, so lässt *Mercier* seinen Protagonisten weiter sinnieren, „es kommt mir vor, als könnte ich zufrieden sein, er (also dieser Junge auf dem Schulhof, Anmerkung des Autors) zu sein. Aber diese Zufriedenheit – es kann sie nur für mich geben, der ich nicht er bin, nur als Erfüllung der Wünsche, die nicht die seinen sind. Wäre ich tatsächlich er – ich hätte nicht die Wünsche, die mich in ihrer Erfüllung so zufrieden machen könnten, er zu sein, wie es meine eigenen vermögen, solange ich vergesse, daß ich sie, wenn sie sich erfüllten, gar nicht hätte“ (Mercier 2004, S. 74).

Prado beginnt also seine Retrospektive mit dem Gefühl, an einem markanten Punkt seines Lebens einen falschen Weg gewählt oder doch zumindest nicht das Richtige gewollt zu haben. Was hätte aus seinem Leben alles werden können! Doch am Ende führt keineswegs die Akzeptanz der historisch-faktischen Unabänderlichkeit des damals Gewollten oder auch Nicht-Gewollten zur Zufriedenheit. Nein. Eine solche Akzeptanz würde nicht ausreichen, weil so das Gefühl von Selbstverantwortlichkeit bliebe, ein – wie der Philosoph *Ernst Tugendhat* (2006) in seiner anthropologischen Studie über Egozentrik sagt – in den Strukturen menschlicher Sprache eingelassenes „Es liegt an mir“ (ebd., S. 62), denn die Fähigkeit zum „Ich-Sagen“ schleppt den Verweis auf persönliche Zurechnung gleichsam im Gepäck mit. Erst die Einsicht, dass ein Standpunkt, von dem aus man das frühere Wollen als „fehlerhaft“ hätte ausweisen können, eben damals gar nicht zur Verfügung stand, führt zu einer Zufriedenheit mit dem, was war, und dem, was ist, also mit dem Leben, von dem *Prado* überzeugt ist, es geführt zu haben und noch zu führen. „Welcome to wherever you are!“

Förderung von Biographizität

Freilich: *Prado* ist Angehöriger der Oberschicht. Aber für die (zumeist ja nicht der Oberschicht angehörnden) Klienten und Klientinnen der Sozialen Arbeit gilt genau das Gleiche: Gefordert ist die akzeptierende Aneignung der eigenen Biographie und die gesellschaftliche Toleranz dieser Biographie. Die konkrete Lebenspraxis von Klienten und Klientinnen der Sozialen Arbeit wird eben zu einem nicht zu ver-

nachlässigenden Teil auch als Resultat von eigenen Entscheidungen aufgefasst. Entscheidungen, die retrospektiv betrachtet immer hätten anders ausfallen können. Dabei wird aber in der Rückschau in aller Regel mit einer starken Identitätsannahme gearbeitet, ganz so, als habe es sich in der Vergangenheit um eben jenen Menschen gehandelt, für den man sich selber heute hält.

Für die Soziale Arbeit impliziert Biographizität vor dem Hintergrund der Handlungs- und Willensfreiheitsdiskussion nicht nur, dass sich das Individuum seine eigene Geschichte auf unterschiedliche Art und Weise erzählen kann (und dass es eben Geschichten gibt, die sich sowohl mit Blick auf die Gesellschaft als auch mit Blick auf den eigenen Selbstwert als funktionaler erweisen als andere). Biographizität heißt vor dem Hintergrund der philosophischen Handlungs- und Willensfreiheitsdiskussion auch, dass einige der bislang als besonders kritisch erachteten Bestandteile dieser Geschichte, frühere Weggabelungen, nicht mehr zwanghaft unter selbstattributionalen Richtigkeitskriterien beurteilt werden müssen.

Die mit dem Blick zurück vielfach verbundene Sehnsucht und Wehmut, die ja so wundervoll lyrisch-emotional in „Nachtzug nach Lissabon“ durchschwingt, braucht keineswegs Anlass unfruchtbaren Grübelns zu sein. Das vormals als wenig weitsichtig beklagte Wollen wird nun hinnehmbar, was zur Selbstakzeptanz und insofern zu größerer Gelassenheit verhelfen kann. Der Blick wird frei für vorhandene Möglichkeiten in der Zukunft, wodurch die Handlungsfähigkeit im Hier und Jetzt gestärkt erscheint. Denn wenngleich ich im Nachhinein betrachtet nicht anders hätte wollen können, so kann ich doch heute zumindest über mein Wollen reflektieren und verfüge, so ich denn reflektiere, bei gegebenem Wollen über unterschiedliche Handlungsoptionen.³

Das gilt sowohl für den Sozialarbeiter und die Sozialarbeiterin wie für den Klienten und die Klientin. Womit sich – um eine Differenzierung von *Michael Galuske* (2009, S. 163) aufzugreifen – die Förderung von Biographizität sowohl als kundenbezogenes Interventionskonzept als auch als indirekt interventionsbezogenes Professionskonzept auffassen lässt. Im ersten Fall kann das dann in der methodischen Umsetzung etwa so aussehen, dass man über einen partnerschaftlich geführten sokratischen Dialog – und sei es gleichsam wie nebenbei beim Frühstück in der Arbeitsloseninitiative – Klienten und Klientinnen auf ihrem Weg zu einer funktionaleren Erzählweise ihrer Biographie unterstützt.

Die Art und Weise, wie wir mit unserer Biographie umgehen, ist nahezu in der gesamten Pädagogik sowohl zentrales wissenschaftliches Forschungsgebiet als auch praktisches Anliegen. Es geht um die Frage, wie wir uns Biographie reflexiv aneignen, zum Subjekt unserer Biographie werden, unser biographisches Kohärenzgefühl stärken, um hierauf fußend Lernpotentiale erschließen können. Wie wird es möglich, die Geschichte, die wir über uns selbst erzählen, so zu verfassen, dass wir uns damit einverstanden erklären können oder dass wir zu einer handlungs- und gemeinschaftsfähigen Neuorientierung gelangen? Biographizität nennt *Peter Alheit* diese vorwiegend narrative Fähigkeit. Ich habe diesen in aller Regel sozialphänomenologisch getränkten Problemkreis unter religionssoziologischen und erwachsenenpädagogischen Gesichtspunkten sowie unter dem Aspekt der Handlungs- und Willensfreiheit ins Auge gefasst. So wollte ich zeigen, inwiefern hier mit Blick auf Möglichkeiten, „Ja“ zur eigenen Biographie zu sagen, bislang noch einige ungehobene Potenziale liegen.

Wir brauchen neue Normen

Abschließend möchte ich auf der Grundlage der bisherigen, weitgehend analytischen Erörterungen auch normativ zur Thematik Stellung beziehen. Was heißt „Normalerwerbsbiographie“ heute eigentlich noch? Erwerbsbiographien sind diskontinuierlich, sind vielfach sogar „gebrochene“ Biographien. Das dürfen wir nicht bloß akademisch diagnostizieren und reflektieren, sondern wir sollten auch politische Konsequenzen daraus ziehen. Erwerbsarbeit könnte dann in ihrer dominierenden Rolle für die individuelle Sinnstiftung relativiert werden. Das wird aber wohl nur möglich sein, wenn andere Formen des Einkommenserwerbs gesellschaftlich nicht mehr mit einem Stigma versehen sind.

Inwiefern das nun beispielsweise in ein bedingungsloses Grundeinkommen oder in die zunehmende Aufwertung von Ehrenamtlichkeit und bürgerschaftlichem Engagement mündet, kann und möchte ich hier nicht einschätzen.⁴ Fest steht jedoch: Da mit sinkendem Volumen von einkommenssichernder Erwerbsarbeit und zunehmender Sockelarbeitslosigkeit die Erwerbsarbeit nicht mehr als für alle zugängliche Form der – ich greife *Oevermann* wieder auf – Bewährung zur Verfügung steht, benötigen wir Bewährungsalternativen.⁵ Wie immer man diese auch bestimmen mag: Sie sind auf gesellschaftliche Anerkennung angewiesen. Um sich zu bewähren, braucht man die anderen. Sinnstiftung stellt damit keineswegs bloß ein individuelles, sondern immer auch ein gesellschaftliches Projekt dar.

Wie schwer die skizzierte Umorientierung ist, zeigt sich brennglasartig auch im Hochschulbereich. Der Lebenslauf, den man mit seinen Bewerbungsunterlagen an oder für Hochschulen einreicht, spiegelt doch den Versuch wider, mit Blick auf eine ausgeschriebene Stelle alles möglichst „straight“, mithin beeindruckend aussehen zu lassen. Während wir die gesellschaftliche Realität in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen vielfach kritisch reflektieren und analysieren, wollen die Fakultäten, Institute und Seminare doch zugleich nur die „Beste“ beziehungsweise den „Besten“ oder die „Erfolgreichste“ beziehungsweise den „Erfolgreichsten“ einstellen. Jemanden also, der die Einrichtung gemäß gängiger Anerkennungsmuster mutmaßlich nach vorne bringt. So zieht man etwa als Qualitätsindikator besonders gerne die Anzahl veröffentlichter Artikel in referierten, möglichst sogar internationalen Zeitschriften heran. Und damit nutzt man ein Selektions- oder Qualitätskriterium, das – und dies wissen wir spätestens seit *Thomas Kuhns* (1967) Ausführungen über die Normalwissenschaft doch nur zu genau – der Normabweichung nicht allzu viel Raum lässt.

Hier befindet sich selbst die gesellschaftskritische Sozialwissenschaft in einem ähnlichen Dilemma wie die Praxis Sozialer Arbeit: Sie fasst einerseits die Probleme kritisch ins Auge, die moderne Gesellschaften produzieren; andererseits legt sie aber bei der Reproduktion der eigenen institutionellen Strukturen genau jene Maßstäbe an, deren Befolgung zumindest in Teilen gerade das verursacht, was man dann wiederum kritisch reflektiert. Aber wem darf man deswegen einen Vorwurf machen? „Mein Leben“, so soll *Wittgenstein* einmal gesagt haben, „besteht darin, daß ich mich mit manchem zufrieden gebe“ (zitiert nach *Grayling* 1999, S. 123).

Anmerkungen

1 Bei dem Wort „Biographizität“ handelt es sich um einen Graeco-Latinismus aus „bios“= Leben, „graphein“= (be)schreiben und „facere“= machen (Alheit 2006, S. 6).

2 „Keiner will begreifen“, so lässt Daniel Kehlmann (2009, S. 169) in seinem Roman „Ruhm“ eine seiner Hauptfiguren fabulieren, „daß er schon lange zu denen gehört, von denen er nie einer hat sein wollen, daß nichts an ihm mehr Ausnahme ist, und daß ihn gerade das Gefühl, anders zu sein, vollends Regel sein läßt.“

3 Auf Arthur Schopenhauer soll der Ausspruch zurückgehen, nach dem ein Mensch zwar tun könne, was er wolle, aber nicht wollen könne, was er wolle.

4 Vielfach wird Ehrenamtlichkeit und bürgerschaftliches Engagement zwar aufgewertet und sogar „moralisch nobilitiert“ (Nittel; Seltrecht 2008, S. 126); zugleich verlieren die entsprechenden Tätigkeiten ihren Freiwilligkeitscharakter; sie werden de facto kommodifiziert, wenn sie als Bedingung für den Zugang zu einem Beruf oder die Ausfüllung eines Berufes

angesehen werden. In diesem Sinne wird eine Bewährungsalternative hiermit verunmöglicht.

5 Vielleicht wäre uns auch schon mit einem veränderten Arbeitsbegriff geholfen. Einen, der eben keineswegs an eine bezahlte Tätigkeit geknüpft ist, sondern der die Notwendigkeit des Erhalts des menschlichen Lebens in den Mittelpunkt rückt. Und dieses Leben umfasst eben mehr als „bloß“ materielle und physische Aspekte, mehr als bloß den Erwerb finanzieller Mittel, um sein Leben irgendwie „fristen“ zu können.

Literatur

Alheit, Peter: „Biografizität“ als Schlüsselkompetenz in der Moderne. Internet 2006. In: http://www.abl-uni-goettingen.de/aktuell/Alheit_Biographizitaet_Schluesel_Flensburg-2006.pdf (Abruf am 15.4.2009)

Bolder, Axel; Dobischat, Rolf (Hrsg.): Eigen-Sinn und Widerstand. Kritische Beiträge zum Kompetenzentwicklungsdiskurs. Wiesbaden 2009

Galuske, Michael: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/München 2009

Grayling, Anthony C.: Wittgenstein. Freiburg im Breisgau 1999

Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns 2. Frankfurt am Main 1981

Honneth, Axel: Arbeit und Anerkennung. Versuch einer Neubestimmung. In: Schmidt am Busch, Hans-Cristoph; Zürn, Christopher F. (Hrsg.): Anerkennung. Berlin 2009

Isert, Bernd; Rentel, Klaus: Wurzeln der Zukunft: Lebensweg-Arbeit, Aufstellungen und systemische Veränderung. Paderborn 2000

Kehlmann, Daniel: Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten. Reinbek 2009

Kluge, Sven: Bildung, Arbeit und menschliche Würde. In: Kirchhöfer, Dieter (Hrsg.): Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main 2008, S. 187-206

Kuhn, Thomas: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1967

Mercier, Pascal: Nachtzug nach Lissabon. München/Wien 2004

Neckel, Sighard: Achtungsverlust und Scham. In: derselbe: Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kulturosoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 92-109

Nittel, Dieter; Seltrecht, Astrid: Der Pfad der „individuellen Professionalisierung“. Ein Beitrag zur kritisch-konstruktiven erziehungswissenschaftlichen Berufsgruppenforschung. In: BIOS 1/2008, S. 124-145

Overmann, Ulrich: Die Krise der Arbeitsgesellschaft und das Bewährungsproblem des modernen Subjekts. In: Internet 1999, <http://user.uni-frankfurt.de/~hermeneu/Arbeit-Bewahrung.pdf> (Abruf am 15.4.2009)

Tugendhat, Ernst: Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie. München 2006

Wolters, Melanie: Wider die Verzwirklichung der biographischen Selbstthematization in Arbeit und Beruf. In: Reimer, Ricarda T.D.; Walber, Markus (Hrsg.): Im Auge des Subjekts. Berlin 2008, S. 85-96